

Vorfrühling

Autor(en): **Binz, Cajetan**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 8

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634483>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der Maler Eugène Burnand arbeitet an seinem Gemälde „Le Labour dans le Jorat“.

Diesmal ließ sich die „Patrie Suisse“, unsere liebenswürdige Schwesterzeitschrift in Genf, die Gelegenheit nicht entgehen und ließ sich vom Künstler die Erlaubnis zu einigen Aufnahmen über das neuentstandene Werk geben. Ihr Photograph traf den Maler just bei der Arbeit. Die Situation war reichlich originell und lohnte die Reproduktion. Auch einen Blick ins geräumige Atelier hielt die Kamera fest. Wir geben beide Aufnahmen obenstehend mit den Aufnahmen der „Patrie Suisse“ wieder.

Die erste Abbildung zeigt Eugène Burnand im Freien vor der linken Hälfte seines großen dekorativen Gemäldes „Le Labour dans le Jorat“. Die Leinwand zeigt ein Aderpferd und einen Stier, beide an einen Pflug gespannt, der mit samt dem alten Pflüger auf dem andern Teile der Leinwand — auf der Abbildung nicht sichtbar — steht. Die Leinwand ist solid auf einen Rollschmel installiert, der ihren bequemen Transport ins Freie und wieder zurück ins Atelier ermöglicht. Ein leichtes Schirmdach hält die Sonne von der Arbeit fern. Links von der Leinwand stehen der lebendige Ochse, der dem Maler als Modell diente, und sein Führer. Wir erkennen aus der ganzen Situation, wie gewissenhaft der Meister bei seiner Arbeit zu Werke ging. Das fertige Gemälde ist seither in Lausanne ausgestellt gewesen, wo es großes Interesse erregte. Es sollte uns sehr freuen, es auch in Bern zu sehen.

Die andere Abbildung läßt uns einen Blick in das

Atelier tun. Wir sehen den Künstler vor einem religiösen Bilde „Samedi-Saint“ betrachtend stehen. Burnand ist bekanntlich ein Meister auf dem Gebiet der religiösen Kunst. Wie Friß Uhde versteht er es, biblische Stoffe mit reichem seelischem Gehalt gefüllt zur Darstellung zu bringen. Diese Fähigkeit bezeugen auch die herrlichen neuen Glasgemälde in der Kirche zu Herzogenbuchsee, zu denen er die Entwürfe geschaffen hat.

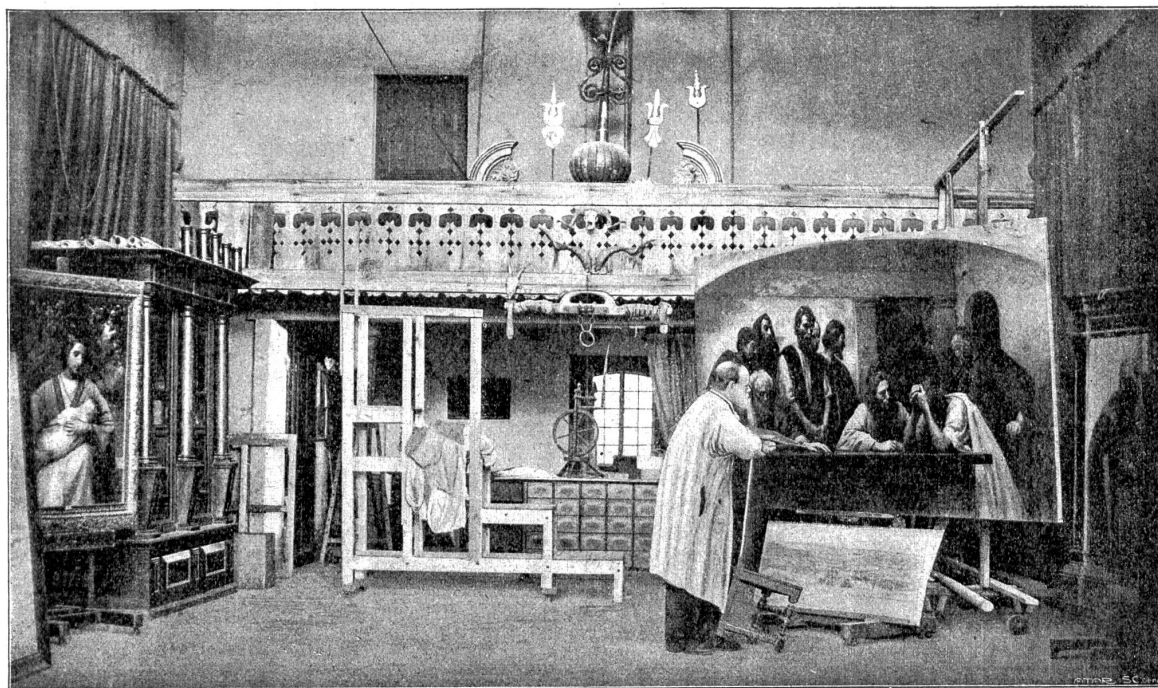
Burnand lebt in Sépen, einem Weiler in der Gemeinde Bullens, 2 Kilometer von der Station Bressonnaz, an der Linie Moudon-Lausanne, entfernt. Er bewohnt einen alten Familiensitz. Seine beiden Zwillingssöhne David und Daniel (geb. 1888) sind künstlerisch hochbegabt; sie traten beide in ihre Vaters Fußstapfen. Beide studierten in Paris und im Atelier ihres Vaters die Malerei und sind heute schon durch zahlreiche Werke bekannt, die ihnen an Kunstausstellungen öffentliche Auszeichnungen einbrachten. Sie arbeiten meist gemeinsam. Ihr neuestes Werk sind die dekorativen Panneaux im Speisesaal der Kinderklinik in Lausanne, die Märchen vom Rotkäppchen und vom Däumling darstellend. Daniel hat außerdem ein tüchtiges Porträt seiner Mutter geschaffen. (Reproduktion in der „Schweiz“ 1912, Nr. 14.) Von David stammt das Bildnis von Eugène Burnand, das wir vorn reproduzieren. Die beiden Burnand jun. sind auch publizistisch schon mit Erfolg aufgetreten in der Zeitschrift „Foi et Vie“ und im „Journal de Genève“.

☞ ☞ Vorfrühling. ☞ ☞

Von Cajetan Vinz.

Als zum ersten Male in diesem Jahre der Schnee auftaute und von allen Dächern das Schmelzwasser mit lieblichem Läuten und Klingen rann, kam ein großes Leid über mich. Unangemeldet fiel es über mich her und zermarterte meine Seele mit wildem Schmerz. Das Mädchen, das ich in mein Herz geschlossen und mit dem ich ein Jahr der Liebe mehr geträumt als gelebt hatte, verließ mich.

Ich glaube, sie hatte keinen Grund, wenigstens keinen äußeren. Aber irgendwo in der Tiefe muß ein Mißton entstanden sein, und da ist sie von mir gegangen. Als wir zum letzten Male miteinander sprachen, war sie blaß wie der Tod. Ihre Stimme zitterte und ihre dunkeln Augen vermieden es, den meinen zu begegnen. Aber sie preßte das harte Wort über ihre Lippen und wir trennten uns ohne Haß und Bitterkeit. Als ich aber daheim in meinem einsamen Zimmer saß und der milde Abend aus den lenzhaften Wolken fiel, da wurde in mir der brennendste



Das Atelier des Malers Eugène Burnand in Sépey bei Bressonnaz (Moudon). Rechts der Künstler vor dem Gemälde „Samedi-Saint“; links das Bild „Maternité“.

Schmerz groß und bis spät in die Nacht kauerte ich im Sofawinkel und weinte bitterlich. Wie leuchtende Blichlichter zuckten aus dem Dunkel meiner Liebesqualen die Erinnerungen an all die unvergeßlichen Augenblicke, die in diesem einen glückhaften Jahre an uns beiden vorbeigerauscht waren. Es war mir fast, als sei alles nur ein Traum gewesen, aber dann atmete ich plötzlich ganz deutlich einen wundersamen Duft ein und das war ihr süßer, warmer Atem, und dann spürte ich eine feine, blütenweiche Haut, und das war ihre blühende Wange. Und ein Glühen hob an und blendete meine Augen und ich Armer erinnerte mich, daß ich einmal diese reiche, goldene Fülle ihres Haares über meine Hände hatte rieseln lassen. Da wurde denn der Schmerz unerträglich groß und ich stöhnte wie ein Schwerverwundeter, der im Sterben lag. So ging diese schwere, brennende Nacht vorbei, und draußen in der Welt wehte der laue Föhn von den Bergen her und fraß den Schnee auf, also daß die Wässerlein in einemfort gurgelten und sangen.

Gegen morgen packte mich ein wirrer Schlaf, voll von schmerzhaften Träumen, und als die Sonne warm und golden ins Zimmer schien, wachte ich mit heißer, müder Stirne und trockenen Fieberlippen auf. Meine Knie schlotterten, die Beine waren schwer wie Blei und wollten den Dienst versagen. Und als ich zufällig mein Gesicht im Spiegel sah, erschrak ich tödlich, so bleich und abgezehrt war es. Ich hatte die schwerste Krankheit durchgemacht und überstanden.

Aber die Welt und der Tag kehrten sich nicht um mein Leid. Noch nie hatte die Sonne so verschwenderisch geglöhnt, noch nie war ein so lustiges, munteres Treiben vor dem Haus wie heute. Die gräßliche Stille und die Einsamkeit meines Zimmers jedoch fingen an, mir unerträglich zu werden, und so nahm ich denn Hut und Stod und wanderte planlos in das leuchtende Land hinaus. Anfänglich merkte ich nichts von dem jungen Glüd, das rings um mich wohl noch ein wenig zaghaft und unbeholfen, aber dennoch sieghaft sich ausbreitete. Aber das Wandern stärkte meinen Körper und mit der wiederkehrenden Kraft

erholte sich auch die franke Seele und tat ihre Augen auf, um die Wohltat des Sonnentages auf sich einwirken zu lassen.

Ein unfählich milder, linder Föhn wehte und trieb ganze Scharen von seligen Schafwölklein über den zartblauen Himmel. Er strich durch die kahlen Arme der Bäume mit sanftem Geräusch und verlor sich eine Weile summend in den knospenreichen Heiden. Er züngelte über das weite Schneefeld und leckte es an, daß es naß und wässrig wurde und dunkle, feuchte Augen bekam. Aber am wohllichsten war es, wenn er über mein glühendes Gesicht rieselte und mich mit seinen Fingern zärtlich und liebevoll streichelte. Da kam ein unendlich trauriges Sehnsuchtsgefühl über mich und ich mußte im Gehen innehalten, so heftig zitterten meine müden Glieder. Und vielleicht stieg es schmerzvoll in mir auf, also daß ich wund und wehe den Namen der Treulosen mit hoffnungsloser Stimme schreien mußte.

Erinnerung um Erinnerung klopfte bei mir an. Da war aber auch kein Weglein, das wir nicht gemeinsam gegangen, da war keine Bank, auf der wir nicht gesessen. Und die Häuser und die Gärten und die Felder und der schweigsame violette Wald, sie alle hatten uns zusammen gesehen. Zuerst im Frühling, an sehnächtigen Tagen wie heute, dann in der warmen Fülle des Sommers, als die Salme wogten und noch einmal so hoch waren wie meine kleine Geliebte, und später auch wieder, als die Herbstzeitlosen wie blaue Flämmlein aus den dunkeln Wiesen schossen und die Rüche und Schafe friedlich weideten. Alle diese Wunder waren gemeinsam über uns gegangen, aber jetzt war ich allein, so grenzenlos arm und verlassen. Der Schmerz wollte mich wieder übermannen. Mit glühenden Worten rief ich nach ihr, flehte sie an, beschwor sie, mich zu lieben, mich zu retten. Aber keine Linderung kam. Nur der Föhn sang und summt und ein paar Finken jubelten mit heiterer Stimme ihre ersten Lieder. Und weit unter mir im Tale lärnte verworren und schicksalsvoll die Stadt, um die der Fluß die schöne, grüne Schleife zog. Dort unten war sie daheim, ich konnte ihr Haus finden aus all den Giebeln und Dächern, aber es war jetzt alles anders gewor-

den über Nacht, das Haus mußte mir von nun an fremd sein, es ging mich nichts mehr an, das alles war ein Traum. Und Träume vergehen schnell und nichts bleibt als eine dunkle Erinnerung.

Ich wurde müde vom Bergansichreiten. An der Parkmauer, der ich auf seinem Kieswege entlang ging, stand eine Bank, die ich wohl kannte und die ich liebte, weil man zu Füßen so wohligh und friedlich die Stadt ausgebreitet hatte mit all den kühnen Brücken, mit dem schlanken Münster und all den andern Türmen und Toren. Jetzt eben begann ein schönes, feierliches Glockenläuten und mir wurde wohl und wehe dabei, es war fast wie ein Trost, fast wie eine leise, schüchterne Stimme, die sagte: Ich bleibe bei dir. Ich war im Begriffe, mich niederzulegen, als mich ein paar Schritte vor der Bank der liebliche, sanft abfallende Rasen so freundlich und warm anlachte, daß ich mich rasch entschlossen unter ein Buchgebüsch ins Gras warf und auf dem Rücken liegend in die blaue Unendlichkeit des ewigen Himmels staunte. Es war nun ganz still, weit und breit keine Bewegung. Nur die Glockentöne zitterten durch die milde Luft, bald laut, wenn der Föhn stärker atmete, bald leise, wenn er wie ein sanfter Kinderhauch zerrann. Wie ich so lauschte und der Himmel über mir immer gleich rein war, verging allmählich der Schmerz und ein gelindes Wohlfühlen schauerte wie Frühlingswonne durch mein Blut. Ein süßes Befreitsein, eine wohlige Apathie bemächtigten sich meiner. Ich hätte sterben können in dieser Stunde, keine Todesangst, keine Furcht vor dem Ungewissen wären schmerzvoll zu mir gekommen. Es war ja alles, was fortan geschah, so fürchtbar gleich und nichtig.

Stimmen schredten mich nach einer Weile aus meinem verträumten Zustand auf. Ich drehte mich um und sah, wie ein Gymnasiast mit einem schlanken Mädchen auf meine Bank sich setzte. Die beiden konnten mich nicht sehen, das Buchgebüsch verdeckte mich ihnen.

Es war ein strammer, gesunder Bursch mit braunem, männlichem Gesicht. Daher sah es fast komisch aus, wie er sich zärtlich um sein Mädchen bemühte, das zögernd nur sich gesetzt hatte und trotz des warmen Sonnenscheins den dunkeln Pelz höher in das feine, vornehme Gesichtlein zog. „Mußt Sorge tragen, Grete,“ sagte er mit etwas oberflächlicher Besorgnis, „das Wetter ist verdammt gefährlich. Die giftigen Dünste steigen zu dieser Zeit aus dem Boden, sagte mein Onkel immer, der ein Bauer war und ein Philosoph dazu.“ Dabei zog er seinen Mantel aus und breitete ihn der Grete über die Knie. „Mach doch nicht solch ein Wesen mit mir, Gust,“ wehrte sie mit feinem, überlegenem Lächeln. Er aber schaute sie ganz glückselig an, sichtlich gerührt von der feinfühlgigen Tat, und strich mit etwas ungelenker Zärtlichkeit dem Jüngferchen das wirre dunkle Haar aus dem Gesicht. — „Weißt, Grete, jetzt wird es dann herrlich! Und es ist doch gut, daß ich mir endlich einmal ein Herz gefaßt habe und dir gestern klipp und klar eine wahrhaftige Liebeserklärung in die Ohren flüsterte. Hart genug ist's mich angekommen und ich glaub, ich wollte lieber zehn Aufsätze schreiben, als noch einmal die gleiche Vitanei herunterzuleiern.“ „Dum hab ich mich wohl so lange gedulden müssen, du Lakoner du,“ neckte sie. „Hab halt auf den Frühling warten müssen, Gret. Solche Dinge pflegen nur im Wonnemonat zu geschehen, sagte mein Onkel, der Bauer und Philosoph. Und ich ergänze: Und einzig und allein der Frühling hat mir die Zunge gelöst, und ich bin geschwähig geworden wie da oben im Baum der Buchfink, der immer wieder das nämliche Liedlein von Stapel läßt.“

„Aber wir sind doch noch gar nicht im Mai, Gust. Du wirst sehen, wie manchmal es noch schneit, bis wir so weit sind,“ entgegnete sie wieder mit der freundlichen Ueberlegenheit, die ihr eigen war. Er aber behauptete steif und fest, daß mit dem gestrigen Tage, da seine Liebe sich entfaltete, auch der Frühling begonnen habe und daß nichts

mehr ihn aus dem Lande jagen könnte. „Wenn's mal anfängt warm zu werden, kann man getrost sagen, jetzt sei des Winters Not — du weißt, so reden die Minnesänger des Mittelalters — vorbei,“ dozierte er in lehrhaftem Schulmeister-ton.

Sie sagte nichts darauf als:

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümlein,
Sie sind gestorben, verdorben.“

Ich hatte nun genug gehört. Die unfreiwillige Horcherrolle behagte mir ohnehin nicht, und zudem kam, daß bei dem Gebaren der beiden jungen Leute eine sonderbare Stimmung mich befiel. Ich wußte nicht recht, was es war, aber auf einmal mußte ich lächeln, so daß ich selbst über mich erschrak. Wie sollte ich mir's deuten? War es die ungetrübte, eiferluchslose Freude an dem harmlosen, leichten Glücke der Verliebten, die mich so munter machte? War es Wehmut um mein so ähnliches, verlorenes Paradies? Oder war es Mitleid, ein bißchen weltweises, erhabenes Mitleid eines schmerzgeprüften Skeptikers? Ich wußte es nicht. Aber während ich zur Mittagszeit mich heimwärts wandte, fühlte ich, daß sich in meiner Brust eine Wandlung vollzogen hatte. Ich fing an, meine Erlebnisse mit dem Geschehen der beiden Kinder zu vergleichen, und immer deutlicher kam mir zum Bewußtsein, daß es nicht viel mehr gewesen war. Und das war mir fast ein Trost. Heute wehte der Wind so lind. Und die Sonne schien wunderbar lockend und warm. Blumen begannen zu sprießen, Schmetterlinge entfalteten ihre goldenen Schwingen. Aber wie hatte nur das gescheite, ahnungsvolle Mädchen gesagt: Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht . . . Und alle diese zu frühe Erstandenen müssen sterben und verderben. Solches dachte ich auf dem Heimwege, und unterdessen überzog sich des Himmels wonnige Bläue. Als ich vor meiner Haustüre stand, fielen die ersten großen Flocken. Aber mir waren sie ein Trost, und ich sagte erleichtert zu mir selber: Es war vielleicht doch zu früh, und der zerstörende Reif hat kommen müssen. Ganz gleich, wie er zu den beiden verliebten Narrlein gehen wird. Aber einmal wird der starke, leuchtende Frühling die Lande wonnig heimsuchen, und da ist es gut, wenn des Menschen Seele durch Prüfung und Schmerz reif und groß geworden ist, um die Gewalt des einzigen, göttlichen Erlebnisses der wahren Liebe, das über jeden Menschen wie eine glühende Himmelswolke fährt, ertragen und erleiden zu können.

Und wie neugeboren rannte ich die Treppen empor und öffnete in meinem Zimmer alle Fenster, ohne darauf zu achten, daß die nassen, mächtigen Flocken in meinem auf dem Parkettboden zergingten.

Die Wölfe der Schweizeralpen.

Wir haben es vor kurzem erst erlebt, daß in den Steirischen Alpen ein Wolf sich monatelang herumtreiben, Hunderte von Schafen und Rindern zerreißen und so zum gefürchteten „Bauernschred“ werden konnte, bis ihn endlich das tödliche Blei niederstreckte. Es dürfte viele unserer Leser interessieren, was der treffliche Friedrich von Tschudi ums Jahr 1848 herum in seinem klassischen Buche „Das Tierleben der Alpenwelt“ über das Auftreten und das Schicksal der letzten Wölfe im Schweizerland zu erzählen weiß. Ob es die letzten waren für alle Zeiten? Schon hört man vom Wiederauftauchen der Wildfaken im Jura. Wenn der Krieg noch lange dauert, dürfte er im unglücklichen Frankreich Kulturzustände hinterlassen, die dem Fortkommen der Raubtiere förderlich sein müssen. Wer weiß, ob wir nicht einmal noch ähnliche Schreden erleben werden, wie 1914 die Steiermärker? Tschudi schreibt: